Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 14

Artikel: Volksaberglauben und Volksbräuche in der Karwoche [Schluss]

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635846

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Holbein der Jüngere: Triumphzug des Reichtums.

bald so lohnende Beschäftigung, daß er nach kurzem Aufenthalt in Basel (1528—1532) sich dauernd in London niederließ. Umsonst bot ihm der Basler Rat ein Jahrgeld an, um den berühmt gewordenen Bürger zurückzuhalten. Bei den Krönungsfeierlichkeiten der Anna Boleyn, der zweiten Gemahlin des frauenreichen Königs Heinrich VIII., entwarf Holbein die Malereien zum Schaugerüst der deutschen Kaufherren in London. Für die Kaufleute des Stahlhofs malte er sodann 2 allegorische Wandgemälde: den Triumph der Armut und des Reichtums. Zu letzteren ist noch die Originalzeichnung (im Louvre) erhalten. (Siehe obenstehende Abbildung). Im Gefolge Plutos, des Gottes des Reichtums, schreiten die Männer und Frauen der Geschichte, die durch ihren Reichtum bekannt sind: Cleopatra, Crösus, Crassus, Cyrus, Darius ꝛc. Von 1536 an stand dann Holbein im Dienste des Königs. Er malte die Glieder der königlichen Familie und zahlreiche adelige Persönlichkeiten. Seine Porträts sind unerreicht. Sie sind wunderbar ausdrucksvoll und naturwahr gezeichnet. 1537 reiste Holbein im Auftrag des um seine 4. Gemahlin freienden Königs nach Brüssel, um die verwitwete Herzogin Sforza, Christine von Dänemark, zu malen, später, 1539, saß ihm Anna von Cleve, die nachmalige Königin. Er schmeichelte ihr aber so stark im Bilde, daß der König beim Anblick des Originals eine so starke Enttäuschung erlebte, daß er beinahe die Verlobung rückgängig gemacht hätte. Als Holbein im Jahre 1538 Basel und seine Familie besuchte, bot ihm der Rat ein glänzendes Festessen. Er beurlaubte ihn noch einmal für zwei Jahre. Doch Holbein, dessen Familie ein jährliches Wartegeld genoß, hielt den Kontrakt nicht und blieb in England. Er nahm eben am Hofe eine so geachtete Stellung ein als Hofmaler und Berater der königlichen Goldschmiede und Juveliers, daß die Heimat nichts Verlockendes für ihn bot. Auch Frau und Kinder scheint er zuweilen ganz vergessen zu haben. Hinterließ er doch nach seinem Tode — 1543 raffte ihn die Pest weg — in England illegitime Kinder als Frucht einer wilden Ehe. Die Gattin in Basel folgte ihm 1549 im Tode nach. Daß ihr Los kein besonders glückliches war, davon erzählt beredt das Familienbild aus dem Jahre 1528. Kummer und Sorge stehen der gealterten Frau an der Stirn geschrieben; rührend ist der Zug der Teilnahme auf dem Gesicht des ältern Söhnleins, das mit leicht gehobenem Kopfe zur Mutter aufblickt.

Volksaberglauben und Volksbräuche in der Karwoche.

(Schluß.)

Auch vom Karsamstag läßt sich verschiedenes sagen. Da ist z. B. die Feuerweihe ein heiliger Brauch. Vor der Kirche wird ein heiliges Feuer entzündet. Kohlen von diesem Feuer sind gegen gar viele Schäden gut, so gegen Schmerzen im Rücken und Kreuz. Im Tessin bekommen die Knaben, die solches Osterfeuer vertragen, Geschenke. Einen sehr interessanten Brauch erzählt Professor Hoffmann-Krayer: „In Lunkhofen spielte sich noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Kirchenbrauch so ab, daß der an der Spitze der Prozession gehende Pfarrer dreimal an die verriegelte Kirchentür klopfte und Einlaß begehrte; darauf antwortete der Sigrist: „Mi sex ist sex glori" (entstellt aus: „Quis est iste Rex gloriæ?") und ließ die Prozession ein. Das ist natürlich nur eine Verwässerung des alten Brauchs, wie ihn die Schwyzer Kirchenordnung von 1588 schildert: „In der heiligen Nacht zu Ostern um die 2 Uhr caflet man zur Metti, goht mit Krüz, Fahn und Stangen umb die Kilchen ußen herumb; versperet man diewyl alle Türe und Tor an der Kilchen. So man wiederum komt mit dem h. Sacrament für das Kilchentor, so stoß der Herr Pastor mit dem Fueß an die Türen und sprich also: Attolite portas. principes, vestras et introibit Rex gloriæ (Macht hoch eure Türme, ihr Fürsten, und der König der Herrlichkeit wird einziehen). Der Tüfel Lucifer gibt antwurt in der Kilch: Quis est iste Rex gloriæ? (Was ist das für ein König der Herrlichkeit?) Der Herr antwurtet dem Tüfel: Dominus virtutum ipse est Rex gloriæ (Der Herr der Tugenden selbst ist der König der Herrlichkeit). Zum drittenmal spricht er: Tollite portas. So stoßt der Pastor die Tür uf, so flücht der Tüfel hinweg." Aus solchen Zwiegesprächen, wie auch denjenigen am heiligen Grabe, mögen sich allmählich die Osterspiele entwickelt haben, die ja bekanntlich im alten Luzern zu einer gewaltigen Schaustellung geworden sind. Im Jahre 1714 wurde diese Teufelsszene durch die Luzerner Regierung verboten; sie lebt aber in der Sage aus Menznau fort, wo die als Teufel Verkleideten plötzlich eine Gestalt mehr erblickten, als sie anfänglich gewesen, und mit Schrecken erkannten, „daß es der Leibhaftige selbst sei". Soweit E. Hoffmann-Krayer,

der noch eine Reihe schweizerischer Ostergebräuche mitzuteilen weiß, z. B. das Händewaschen während des ersten Ostergeläutes im Bagnestal (Wallis), wodurch man Warzen vertreibt oder sich vor solchen schützt, das Brotsegnen im Wallis ꝛc.

Ostern ist vor allem das Fest der Kinder. Wie freuen sie sich doch über die farbigen Eier! Ueber das Symbol, das sie verkörpern, schrieb Gotthelf: „Die Eier haben am Ostertage ihre wahre, hohe Bedeutung; sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und doch ist die Sache so einfach. Das Ei ist eine geheimnisvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zutage tritt. Darum freut man sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft; das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges, ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum liebe Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr lieben und das Eierspiel, welches wir tüpfen heißen." Die Eier mit den Sonnenfarben und die vielerorts jetzt noch üblichen Gebäcke waren einst die der Göttin Ostara dargebrachten Opfer. Die Ostereier wurden im heiligen Eichenhain von den Opferjungfrauen versteckt und mußten von den Kindern gesucht werden. Dieses Eiersuchen ist jetzt noch vielfach üblich. Als Knabe habe ich mich jeweilen auch mit Feuereifer damit beschäftigt. Gelegt sind die Eier vom Osterhasen (an einigen Orten vom Kuckuck, so wenn ich nicht irre, im Zugerländchen). Auch dieser Glaube ist germanisch-heidnischen Ursprungs. Der Hase war das heilige Tier der Frühlingsgöttin Ostara, das „Tüpfen" oder „Tümpfen" endlich, das Eieraufschießen, das Eieraufleſen und wie die Eierspiele alle heißen, sind so bekannt, daß man sie nicht näher beschreiben muß, ebenso wie etwaige unehrliche Handlungen beim „Tüpfen", indem Eier aus Holz, Stein Harz ꝛc. verwendet werden. Bei uns war's auch üblich, die Eier in einen Haufen von Waldameisen zu legen, weil sie dadurch stärker wurden.

Noch eines nun fast verschwundenen Osterbrauches erinnere ich mich, den ich in meinen Jugendtagen selbst pflegte, des Eiersingens. Man zog von Haus zu Haus und sang mit rührender Herzlichkeit ein Lied, und dafür bekam man ein Osterei. Wer nicht singen konnte, sagte einen Vers auf, und wer auch das nicht konnte, verlangte einfach ein Osterei. Häufig aber wuchs sich dieses Eiersingen in eine Bettelei und Landplage aus, weshalb einzelne Gemeindebehörden dagegen einschritten. Die hohen Eierpreise machen heute solche Maßnahmen unnötig. F. V.

Verdingkinder.

(Schluß.)

Daß ich überall, wo ich hingehe, in Kinderschutz arbeite, ist selbstverständlich; es liegt mir sozusagen im Blut, und so kam es auch, daß ich in meinem Ferienaufenthalt im Berneroberland von zwei Verdingkindern hörte. Eine alte Frau erzählte mir: „Ihr hättet die Kinder sollen ankommen sehen hier im Dorf, Hand in Hand, der fünfjährige Knabe mit viel zu großen, zerrissenen Schuhen, die ihm das Gehen erschwerten, Hosen mehr Loch wie Stoff, in der einen Hand ein kleines Bündelchen, an der andern das vier Jahre alte Schwesterchen führend, beide mit grauen todernsten Gesichtern, die längst das Lachen verlernt." Die Leute dort oben sind arm und haben genug mit sich selbst zu tun, deshalb tut sich ihr Mitleid nicht so kund. Manch eine Mutter schüttelt wohl den Kopf und sagt: „Ja, ja, so Verdingkinder sind arme Kinder". Aber sie vermag eben nichts zu tun, weil sie arm und im Kampf ums Dasein erhärtet ist. Es ließ mir natürlich keine Ruhe mehr und eines Abends machte ich mich auf den Weg; tagsüber waren die Leute nämlich auf der Alp. Die Frau mußte schon von meinem Interesse für die Kinder gehört haben, sie war sofort bereit, mir ihre Geschichte zu erzählen. „Der Vater sei ein liederlicher Mensch und die Mutter irgendwo in Stellung, könne sich daher nicht um die Kinder bekümmern. Diese seien von der Armenbehörde versorgt und schon in verschiedenen Händen gewesen. Sie — die Erzählerin — sei zufällig beim Armenhaus im Tal unten vorbeigegangen, wo vorübergehend nebst Kranken auch in Pflege zu gebende Erwachsene und Kinder untergebracht würden, bis ein passender Ort für diese gefunden sei, als eben die beiden Kinder um billiges Kostgeld ausgeboten worden seien. Sie hätte sich für den Knaben gemeldet gehabt, und im Moment, als sie mit demselben den Heimweg antreten wollte, hätten sich die Kinder laut weinend fest umschlungen und wären nicht zu trennen gewesen. Gerührt hätte der Beamte geraten, doch das Mädchen auch gleich mitzunehmen und sie hätte nicht anders gekonnt, wenn schon sie arm sei und das Kostgeld gering."

Während des Erzählens stand der kleine Ernst vor mir, die Hände auf dem Rücken, und betrachtete mich aus klugen Augen; sein Schwesterchen war schon zu Bett. Eine kleine Nascherei, die ich den beiden mitgebracht, ließ er sich schmecken und das Behagen darüber machte sich kund im Glänzen der Augen, als wenn dort ein Lichtlein aufgegangen. Ich besuchte die Kinder täglich und merkte mir gar manches. Ich sah die Unordnung im Hause, sah auf dem Grund einer soeben geleerten Tasse, die von der Frau bei meinem Erscheinen schnell beiseite gestellt wurde, den dicken schwarzen Kaffeesatz, der keine Spur von Milch aufzuweisen hatte. Ich erkundigte mich so unauffällig wie möglich über die Pflegeeltern, aber niemand rückte mit offener Sprache heraus. Das Resultat meiner Nachfragen ergab, daß die Leute sich nie und nimmer eigneten, Kinder zu erziehen.

Auf den Sonntag freute ich mich, die Kinder zu mir einzuladen und mit ihnen spazieren zu gehen; ich mochte fast nicht warten, ihnen mit guter Milch, Brot und Honig aufzuwarten. Aber wie groß war mein Kummer, als nach den ersten hastig genossenen Bissen der Knabe sich zurücklehnte und sagte: „Es wird mir übel", und ebenso das Mädchen. Eine Frau, die über den Gartenzaun der „Fütterung" zusah, belehrte mich, daß solch arme Kinder kein Fett ertrügen, ihre Magen für solche Kost nicht eingerichtet seien. Als sich die Kleinen wohler fühlten, gingen wir zusammen in den nahen Wald und mein Mann und ich waren erstaunt über das gesittete, nette Wesen des Knaben. Er fühlte sich als Beschützer seines Schwesterchens; wenn dieses eine Treppe hinunterging, schritt er voran und hielt schützend die Hände vor, daß es nicht falle; oder wenn es ein Bedürfnis befriedigen wollte, sprang er rasch hinzu, bedeutend, daß hier nicht der Ort sei, das Röckchen zu „lüften", wie er sich ausdrückte, und ging mit ihm hinter einen Baum und war behilflich mit einem selbstverständlichen Ernst . . . .

Ich beschloß, mit dem Gemeindepräsidenten zu sprechen und wenn möglich nach einem geeigneten Pflegeort mich umzusehen. Aber da kam ich schön an; der Mann, seines Zeichens Schreiner, wohnte gegenüber dem Häuschen, wo die beiden Kinder untergebracht waren. Er hatte, wie er sagte, mein Treiben längst beobachtet und konnte nicht begreifen, wie ich mit diesen Kindern mich unterhalten mochte, ja sogar mit ihnen spazieren ging. Der Knabe sei nicht wie er sein sollte, er lüge usf. Ich fühlte heraus, was er damit hat sagen wollen: ich hätte eben seine Kinder bevorzugen sollen. — Ich habe alle Kinder gern und für jedes ein freundliches Wort; aber die armen, verlassenen, die sind meine Welt!

Ich schrieb dem Armeninspektor jenes Bezirkes, aber leider gingen unsere Ferien ihrem Ende entgegen. Nachdem